

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Depesche. Die Müllerin entfernte sich, der König legte sich zur Ruhe. Koczinsky aber trat zu dem Lager seines Herrn, kniete nieder und sagte: „Schl. se ruhig, mein König und mein Herr! draußen werde ich dein Leben bewahren, mit derselben Treue, die dein Heiduck dir bewies, den ich Unglücklicher und Verblendeter tödten half.“ Der König drückte ihm dankend die Hand. Koczinsky stellte sich nun bewaffnet vor das Schlafgemach seines Herrn.

In der Frühstunde umzingelte General Cocceji mit des Königs Leibwache die Mühle; die erschrockene Müllerin eilte zu ihrem verwundeten Gaste, und forderte zitternd ihn auf, sich zu verbergen vor seinen Verfolgern. Der König reichte ihr freundlich die Hand und sagte: „Diese kommen zu meinem Schutze.“ Und sogleich drang der General mit den beiden Ärzten in das Zimmer. Jetzt erst sahen die Bewohner der Hütte, welchen hohen Gast sie beherbergt hatten; knieend baten sie um Verzeihung, daß sie in der schrecklichen Nacht gezoget hatten, ihren Monarchen einzulassen. Der König tröstete sie und sagte mit sanfter Stimme: „Ihr wurdet meine Wohlthäter, als ihr mich für einen Landsmann hieltet, und dafür werde ich dankbar seyn; künftig aber öffnet eure Thüre jedem Unglücklichen, der eure Hülf anfleht, denn ihr könnt nicht wissen, welchen Segen ächte Menschentiebe euch zuführen kann.“

Aber welches Gemälde, welche Beschreibung vermag den Anblick darzustellen, als der hochgeliebte Monarch den Umarmungen seiner Familie und der Anhänglichkeit seiner Verehrer wieder gegeben ward!

In der höchsten Glorie seines milden, humanen Sinnes aber erschien Stanislaus in einem nachfolgenden Auftritte. Durch ein überraschendes Verfahren war es der königlichen Partei gelungen, sich einiger dieser verbrecherischen Räuber, und mit diesen der Papiere der Conföderirten zu bemächtigen. Als der König am folgenden Morgen die Glückwünsche aller Senatoren und einiger Magnaten im Angesichte seines ganzen Hofes annahm, wurden ihm die verrätherischen Papiere versiegelt übergeben; der noch von seinen Wunden marie König nahm das versiegelte Packet, erhob sich von seinem Sitze, und sprach: „Diese Papiere enthalten die Namen derer, die meinen Tod wollten; ich begehre nicht meine Feinde zu kennen;“ mit diesen Worten warf er das ganze Packet ins Kaminsfeuer. Auf manches Gesicht in der Versammlung kehrte nach dieser großmüthigen Handlung die Farbe, und

in manche Brust der Athem zurück. Beschänkung und Achtung führten die Einen, Bewunderung und Liebe die Andern, die Verdächtigsten stimmten am beharrlichsten für den Tod der drei Hauptanführer; selbst dem reuevollen Ketter des Königs sprachen sie das Leben ab; durch Veranstellung des Monarchen aber wurde Koczinsky der Verhaftung entführt, und der milde Stanislaus sicherte ihm aus seiner Chatulle eine jährliche sehr ansehnliche Pension zu, welche Koczinsky in Venedig zu verzehren angewiesen wurde. Königlich belohnte der edle Monarch die Besitzer der Mühle. Besonders zog er die Familie des geröddreten treuen Heiducken hervor. Die Stelle seines Todes wurde durch ein marmornes Denkmal bezeichnet; und jährlich, so lange der König regierte, wurde der Erinnerungstag dieser wundervollen Begebenheit in allen Kirchen gefeiert.

Der Pudel als Erbe.

Folgende Anekdote hat der hinkende Bote nicht erfunden, sie ist wirklich in einem der kleinern Staaten Deutschlands vorgefallen.

Fiskalische Gelderpressungen gibt es allenthalben ein wenig; ja selbst in unserm konstitutionellen Frankreich sind die Fiskalgesetze der Republik mit jenen des vielbrauchenden Kaiserreichs noch in vollem Schwunge, und nichts ist schwerer abzuschaffen als was dem Staate Geld einträgt. Doch so weit wie in einem gewissen Staate Deutschlands, wo sich folgende Begebenheitgetragen hat, ist es bei uns noch nicht gekommen. Fidel, der Pudel, kann uns davon erzählen. Treuer Gefährte seines alten Herrn, hatte er stets in bester Eintracht mit ihm gelebt; er hatte ihn erst vor kurzem verloren und war darüber in großer Betrübniß. Doch war er im Testamente bedacht worden; ein Lebensgehalt von fünf Thalern monatlich und die Pflege eines alten Freundes seines Herrn, dem ihn dieser sterbend empfohlen hatte, sicherten seinen Unterhalt. Das arme Thier, kaum hatte es traurig und kraftlos sein neues Obdach bezogen, als ein Beschluß des Finanzministers seine Ruhe störte.

Die Beamten des Enregistrements, denen der Fall noch nicht vorgekommen war, einen Hund als Legatär in einem Testamente zu sehen, hatten sich nicht getraut, die Klasse, in die er zu stellen, und die Gebühr, die von ihm zu erheben sey, auf eigene Faust zu bestimmen; sie legten die Sache der Entscheidung des Finanzministers vor. Dieser hatte nun die Rücke des Ge-

fehes ausgefällt, und eine Ordonnanz in bester Form erklärte, daß Fidel, weil er weder in gerader noch in Nebenlinie Erbe seyn könne, als Donatarius anzusehen, mithin sein Legat mit der Gebühr von 8 Prozent zu besteuern sey. Da nun fünf Thaler monatlich ein Revenüe von jährlich sechzig Thalern, also ein Kapital von 1200 Th. ausmachen, hatte Fidel 96 Thaler an die Staatskasse zu bezahlen, die der Einnehmer einzuziehen angewiesen war.

Mit der Quittung im Namen des Hrn. Fidel versehen, kam bald darauf der Steuerbote den vierbeinigten Legatär heimzusehen; ein Hundestall war aber seine ganze liegende und fahrende Habe, und nichts bei ihm zu holen als Bisse. Fidel mußte die unfreundliche Absicht des Steuerboten gewittert haben, denn er boll und knurrte ihn ganz rasend an. Der Bote, der wohl ein sah, hier gebe es kein Geld zu zählen und nichts in Vorschlag zu nehmen, entfernte sich auf's schnellste, und der Einnehmer stattete Bericht an die obere Behörde ab.

Se. Excellenz waren etwas verlegen über das Hinderniß, das sich der Vollziehung ihrer Ordonnanz entgegen setzte; doch gaben sie die Einziehung der Staatsgebühr auf das Legat nicht auf, und griffen die Sache auf eine andere Weise an. Der Hund ist freilich unangreifbar, aber der Freund des Verstorbeneu, der Vogt des Pudels, diesen muß man packen. Ein Thaler monatlich sollte, dachten sie, für Wohnung, Kost und Pflege des alten Fidel wohl genügen; also blieben dem Pfleger noch vier Thaler übrig, thut jährlich 48 Thaler, oder ein Kapital von 960 Thalern, wovon des Fiscus 8 Prozent zu erheben hat. Befehl wird gegeben, dem ehrlichen Manne, der aus Menschlichkeit und Rücksicht für den letzten Willen eines guten Freundes die Pflege eines alten abgelebten Hundes übernimmt, 76 Thaler Gebühr abzufordern; auf dessen förmliche Weigerung ergehen Zwangsbefehl, Pfändung der Mobilien u. s. w.

In seiner großen Verlegenheit entschließt sich der Unglückliche seinen Pflegebefohlenen auf den Arm zu nehmen, und sich zur Audienz des Ministers zu begeben. An der Thüre will man den Hund nicht einlassen; als aber den Thürscheiner bewiesen worden, Fidel erscheine nicht als Hund, sondern als Erbe, ward ihm endlich der Eintritt gestattet. Se. Excellenz traten bald aus ihrem Kabinete in den Audienzsaal, und Fidels Pfleger nahm seine ganze Beredsamkeit zusammen. „Da sehen Ew. Excellenz das alte, kränkliche, tiefbetrübtte Thier, nur wenige Mo-

nate noch hat es vielleicht zu leben; bis dahin sind ja die 76 Thaler für die Gebühr seiner Leibrente noch nicht eingegangen.“

Während so die Freundschaft dem hülflosen Fidel das Wort sprach, hatte dieser ohne Umstände, seiner Gewohnheit gemäß, auf dem Sopha des Ministers sein Lager genommen. Groß war der Schrecken seines neuen Herrn beim Anblick dieser Ungebührlichkeit, die wie er befürchtete, dem guten Erfolg seiner Vorstellung Schaden konnte. Dem war jedoch nicht also; Excellenz waren den Thieren gut, und Fidel war nicht das erste Vieh, das auf dem Sopha des Ministers Platz genommen hatte. Se. Excell. achtete nicht darauf, und die Unterredung fuhr fort wie zuvor. Das Hauptargument des Ministers war dieses: der Fiscus kann und darf nie verlieren. Er kann nichts dafür daß Fidel ein Hund ist; er nimmt im Testament die Stelle eines Menschen ein, und muß also auch als solcher bezahlen. — Er ist aber doch nur ein Thier. — Wir nehmen bloß von seiner Eigenschaft als Erbe Notiz. — Sehen Sie doch seinen elenden Zustand an. — Pflaget ihn gut und er wird wieder zu Kräften kommen. — Haben Sie doch Mitleiden. — Die Gebühren müssen dem Fiscus eingehen, er muß bezahlen. — Ein Hund hat ja aber kein Geld. — Das Legat verschaffe Geld; Ihr genießet das Legat, Ihr müßet also für ihn zahlen. — Ich gewinne ja nichts daran, Fidel ist verzärtelt, ich darf ihm mit Kommissbrodsuppen nicht kommen. — Ihr müßet ihn anders gewöhnen. — Soll ich denn den letzten Willen des Erblassers, eine so heilige Pflicht nicht erfüllen? lieber wollte ich selber darben. — Die erste aller Pflichten, mein Herr, ist den Fiscus zufrieden zu stellen. — Der Fiscus soll aber auch gerecht seyn: die Gebühr die man fordert, beträgt ja mehr als der ganze Jahrgehalt Fidels; sehen doch Ew. Exc. seinen Zustand an, er lebt vielleicht keine drei Monate mehr: soll denn ein Mann, der nichts Uebrigens hat, Mangel leiden, um eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen? — Das geht mich alles nichts an, ich verlange was dem Fiscus gehört. —

Die Konferenz dauerte lange, der Minister wollte durchaus von seiner Forderung nicht absteigen. Da faßte der Ehrenmann einen Entschluß, der ihn in das schönere Licht stellte. „Wohlau denn, sagte er, weil Ew. Excellenz darauf bestehen, den Unterhalt eines armen Thiers so hart zu besteuern; weil Sie mich in die Nothwendigkeit versetzen, entweder zu darben oder meine Pflicht zu verletzen, so verzichte ich auf das Legat meines Freundes. Kommt, Fidel, ich will meine Armut;

mit dir theilen; je vornehmer deine Verfolger sind, je lieber sollst du mir seyn.“ Das Thier war wieder auf seinen Armen, und er wendete sich der Thüre zu. Da rief ihm die Excellenz nach: „Wir wollen sehen, guter Freund, ob ihn die Geseze berechnigen, ein Legat auszuschlagen; indessen nimmt es der Fiscus in Beschlag. Habet Sorge für den Mund; denn, krepirt er ehe die 76 Thaler eingegangen sind, so haltet man sich an Euch.“

Die Fiedler von Strathspen.

Aus einer Legende des 15ten Jahrhunderts gezogen.

Es liegt viel Poesie in den alten Legenden und Volksagen. Hier eine Schottische, die der Hinkende Worte um so lieber in seinen Stalender aufnimmt, als sie bei uns nicht bekannt ist.

Vor ungefähr drei hundert Jahren, sagt die Legende, lebten zu Strathspen zwei Musikanten, berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Geige. Einst faßten sie den Entschluß sich nach Inverness zu begeben, um sich bei den Belustigungen der Weihnachtsfeier dort hören zu lassen. Es war bitter kalt und schneite seit drei Tagen ohne Unterlaß, daß alles tief mit Schnee bedeckt war. Trotz dieser rauhen Witterung feuerte sie doch die Hoffnung eines guten Verdiensts zu dieser Reise an. Das Geigenfutteral auf dem Rücken und einen Knotenstock in der Hand, machten sie sich auf den Weg.

Als sie beinahe den halben Weg zurückgelegt hatten, fieng sie ihr Entschluß zu gereuen an; sie sehnten sich nach ihrer wohlgeheizten Stube. Doch jetzt war's zu spät umzukehren; sie hätten nach Strathspen nicht viel näher gehabt als nach Inverness; also setzten sie ihren Weg fort, in die Hände hauchend, sie zu erwärmen, und über die arge Kälte schimpfend; es scheint sogar, sie haben sich in ihrem Unmuth so weit vergessen, über Gott und seine Vorsehung zu lästern.

Endlich kamen sie zu Inverness an. Nachdem sie sich um eine Herberge umgesehen hatten, schickten sie den Ausrücker mit der Glocke durch alle Straßen, dem Publikum ihre Ankunft zu vermelden. Die Ankündigung rühmte zugleich den großen Ruf, den sie sich durch ihr Talent in ihrer Vaterstadt erworben hatten, und sagte an, wie viel man ihnen für den Tag, für die Nacht oder für die Stunde zu bezahlen habe. Sie indessen bestellten ein gutes Nachessen, wärmten sich bei einem Krug Ale am Ofen und berechneten zum voraus das Geld, das sie sich hier zu ver-

dienen versprochen, als man ihnen einen Besuch meldete.

Ein trotz seiner Runzeln wohlausehnlicher Greis trat herein; er war gut gekleidet und lange weiße Haare ergossen sich über seine Schultern. Nach einigen Komplimenten über ihr Talent, dessen Ruf sich über ganz Schottland verbreitet habe, lud der Alte sie höflich ein, die Nacht durch in seinem Hause zu geigen, und weit entfernt, sich von dem hohen Preise, den sie verlangten, abschrecken zu lassen, versprach er ihnen das Doppelte. Die Geiger, voll Freude über den guten Verdienst, nahmen ihre Geigen und folgten dem Greise ohne ihr Nachessen abzuwarten.

Nachdem sie mehrere abgelegene Straßen durchwandert hatten, die sie nicht erkannten, obwohl sie öfters zu Inverness gewesen waren, hielt ihr Führer vor dem Thore eines großen Gebäudes von sonderbarer Bauart, das den Musikanten unheimlich vorkam. Es war Nacht, doch konnte man die Form dieses Schlosses gut unterscheiden; es glich keinem der Schloßer, welche sie auf ihren Reisen gesehen hatten; es hatte viel mehr Ähnlichkeit mit jenem, dessen Trümmern man in der Ebene von Glenmore sieht, und stand ganz allein. Den Geigern graute davor und sie wollten wieder umkehren; aber der Alte gab ihnen so gute Worte, sprach ihnen so einschnelchelnd zu, daß sie in ihrem Entschlusse wankten; der Anblick eines mit Gold gefüllten Beutels überwand vollends alle ihre Furcht und Bedenklichkeiten. Wie froh wurden sie erst, als sie in einen großen, prachtvollen Saal eintraten, wo eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft versammelt war; tausend Wachskerzen auf kristallinen Leuchtern, die wie Diamanten funkelten, beleuchteten denselben, und die Wände waren mit rothsammetnen goldgestickten Tapeten behangen; Kisten mit Blumen und blühenden Bäumchen, in den Ecken aufgestellt, wärzten die Luft mit balsamischen Gerüchen, wie im irdischen Paradiese. Die Kleidung der Anwesenden entsprach der Schönheit des Saals und Freude erheiterte alle Gesichter. Man schwatzte, man lustwandelte, man lachte; nie war ein so frohes, so prächtiges Fest gesehen worden.

Die Musikanten stiegen auf ein für sie bereitetes Gerüste, sie stimmten ihre Geigen, spielten ihre schönsten Stücke und der Tanz begann.

Alle diese Menschengestalten erhoben sich, und ließen sich im Takte wieder nieder; sie durchkreuzten sich mit ungläublicher Behendigkeit. Die Tänzer wie die Tänzerinnen wetteiferten an Geschmeidigkeit und Anmuth; die Erhigung erhö-

bete die Farbe ihrer schönen Gesichter und die Lust belebte sie. Die Musikanten verdoppelten ihren Eifer; nie waren ihre Finger so gelenkig gewesen, nie hatten ihre Instrumente so schöne, so durchdringende Töne hervorgebracht.

Der Ball wurde immer lebhafter. Es waren keine gewöhnliche Tänze, wie man sie in Städten und Dörfern sieht, wo sie mehr oder weniger nach gewissen Kunstregeln geordnet sind; hier überließ sich ein jeder seiner Laune, der Tollheit seiner Einfälle: die einen schwebten sanft dahin ohne den Boden berühren zu scheinen, die andern schwangen sich in schnellen Sprüngen bis an die Decke. Lautschallendes Lachen ertönte im ungeheuern Saale. Bald ließen sich alle von so unordentlichen Bewegungen hinreißen, daß man sie von übernatürlichen Zuckungen befallen glaubt hätte. Der Taumel wurde allgemein, der Boden bogte sich unter den elastischen Fußtritten der Tänzer, die Wände neigten sich im Takte und kreiselten mit ihnen, die Flammen der Lichter, vom Luftzug angefaßt, streckten sich in die Höhe und leckten nach allen Seiten hin. Die Musikanten wußten nicht mehr was sie spielten, sie stampften mit den Füßen auf ihrer Estrade, die Ohren gälten ihnen, alles um sie her wechselfelte unaufhörlich die Farbe, sie waren wie geblendet; der Saal füllte sich immer mehr an, und doch sahen sie niemand herein treten.

Bei Tagesanbruch legte sich der Tumult, es wurde nach und nach Ruhe. Die erschöpften Kräfte wieder herzustellen, setzte man sich an üppig gedeckte Tafeln, wo die köstlichsten Speisen aus goldenen und silbernen Schüsseln dampften. Den Musikanten wurde ein besonderer Tisch angewiesen, und nachdem sie nach Herzenslust gegessen und getrunken hatten, erschien der Alte wieder, der sie am vorigen Abend hergebracht hatte, und zahlte sie sühlich nach Versprechen. Sie verließen das Haus enzückt über die gute Aufnahme, und bedauerten nur, daß die Nacht nicht länger gedauert hatte.

Wie erstaunten sie aber, als sie um sich her überall reife Saaten auf den Feldern und grünen Wiesen erblickten im sommerlichen Sonnenglanze! Noch mehr bestürzt wurden sie, als sie hinter sich woher sie kamen, kein Schloss, sondern nur einen kleinen Hügel sahen, an welchem sie jedoch keine Oeffnung noch Höhle gewahr wurden; der Ausgang hatte sich hinter ihnen geschlossen, daß keine Spur davon zurück blieb.

Sie waren nur etwa hundert Schritte von einer kleinen Stadt entfernt, und giengen darauf zu. Das Städtchen hatte viel Ähnlichkeit

mit Inverness, doch waren die Häuser, ehemals noch neu, geschwärzt von der Zeit; die Einwohner waren ganz anders gekleidet, als sie sie gestern gesehen hatten. „Wo sind wir denn?“ sagten sie zu einander, „ist das Inverness oder nicht? Gehen wir auf den Kirchplatz, dort müssen wir uns erkennen.“ Sie schlugen den Weg dahin ein; wirklich erkannten sie die Kirche, und ihr Erstaunen stieg aufs höchste. Es war Sonntag, die Leute begaben sich so eben zum Gottesdienste. Die Tracht der beiden Fremden erweckte allgemeine Verwunderung. Diese nahen sich einigen Personen und frugen nach dem Namen der Stadt. Inverness, war die Antwort. Bald sammelte sich eine Menge Neugieriger um sie her, denen sie ihre Geschichte erzählten, worüber sich alles entsetzte. Als sie mit ihrer Erzählung fertig waren, sagte ein Greis: „Nun ist mir alles klar: seit undenklichen Zeiten halten die Zauberer und Hexen draussen im Hügel Tomnafurich ihre Zusammenkünfte; dort waret ihr gewiß beim Herentanze, und habet dabei aufgespielt.“ Während diesem drang ein anderer mehr als hundertjähriger Greis auf seinen Krücken mühsam durch die Menge, und als er vor den bestürzten Weibern stand, sagte er zu ihnen: „Ich sehe schon, ihr seyd die zwei Fremden, die einst in dem Birthshause meines Großvaters eingelehrt sind, und die am nämlichen Abend verschwanden, ohne daß man je etwas von ihnen erfahren konnte. Thomas der Keimer hat euch entführt, der Bösewicht! er hat schon viele so hintergangen, die er unter allerlei Vorwände in sein Netz zu ziehen wußte. Wie sehr bedauere ich euch! ihr habet hienieden weder Verwandte noch Freunde mehr; sie haben euch schon längstens als todt beweint, und ihre Asche selbst deckt schon lange das Grab; wisset, seitdem ihr aus der Welt gegangen seyd, sind hundert Jahre verflossen.“

Bei diesen Worten bemächtigte sich der zwei Musikanten ein solches Entsetzen und sie stiegen so heftig zu zittern an, daß sie ihre Geigen auf das Pflaster fallen ließen, wo sie in tausend Stücke zerbrachen.

Jedermann bemühte sich sie zu trösten, und niemand war so hart, den ihr Jammer nicht rührte. Man bewog sie in die Kirche zu gehen, um sich wegen der Zeit, die sie beim Herentanze zugebracht hatten, wieder zu reinigen. Sie waren es willig, setzten sich in eine Bank der Kanzel gegenüber, und Aller Augen ruheten auf ihnen, denn ihre Geschichte hatte sich schnell verbreitet.

Beim Evangelium bestieg den Priester die Kan-

zel und alle Anwesenden stunden auf, das Wort Gottes anzuhören. Der Priester machte laut das Zeichen des Kreuzes: die Geiger erblaßten. Hierauf sieng er an das Evangelium abzulesen, und schon in der Mitte des ersten Verses versanken, zum großen Schrecken der Versammlung, die beiden in Staub.

An die Ehemänner zu ihrer Beherzigung.

Verlangt Madame ein neues Kleid, einen schönen Schall, ein Paar Ohrringe oder dergleichen, so rathe ich euch, gehet geschwinde zum Krämer oder zum Goldschmiede und handelt es ein; denn, schlaget ihr's ab, so gewinnet ihr nichts dabei: das Weibchen wird es sich schon auf eure Kosten anzuschaffen wissen. Figaro hat vom weiblichen Geschlechte gesagt: Wollet Ihr der Einfältigsten Wis und Klänke eingießen, so sperrt sie ein. Der hinkende Vore setzt hinzu: Wollet ihr die Sanfteste in Harnisch bringen, wollet Ihr die Redlichste arglistig machen, so knausert an ihrem Pute.

Verflossenen Winter verlangte eine Straßburger Dame von ihrem Manne Geld zu einem neuen Kleide auf den Ball. Der Mann machte Einwendungen. „Schah,“ sagte er, „du hast ja Kleider genug und recht hübsche; wenn manche deine Garderobe hätte, sie würde sich glücklich schätzen. Laß das also; ich hab' im Augenblick dringendere, nothwendigere Ausgaben.“ — „Also soll ich,“ schmollte die Frau, „immer im nämlichen Kleide auf dem Balle erscheinen, damit man mit Fingern auf mich deute! Ich will ja nichts Kostbares kaufen; gib mir nur fünfzig Franken, damit will ich mich begnügen.“ Der Mann gab ihr die süßesten Worte, aber dennoch kein Geld. „Du hast ja mehrere Kleider zum wechseln,“ meinte er, „und willst du sie abändern lassen, ein neues Band darauf setzen, damit sie ein anderes Ansehen bekommen, so habe ich nichts dawider: ich kenne viele, die es so machen.“ Die Frau gab nach, und der Mann freute sich innerlich seiner Standhaftigkeit, wodurch er fünfzig Franken erspart hatte.

Nach einigen Tagen kam eine jener Gelegenheitshändlerinnen ins Haus, wie es deren viele zu Straßburg gibt. Unter andern Sachen bot sie auch ein Duzend seine Hemden von der Nabel weg feil, die Jemand aus Noth verkaufen mußte. „Man gebe sie gar wohlfeil her, weil man durch's aus Geld haben muß,“ sagte die Mälerin; „das wäre so etwas für den Herrn. Man hat mir

schon fünf Franken für das Stück geboten, das war aber doch auch gar zu wenig; für sechs Franken schlage man sie los.“ Die Dame sah ihren Mann fragend an. „Du hast mir ja erst ein Duzend neue Hemden machen lassen,“ sagte dieser, „ich brauche keine mehr.“ — „Wohl recht, entgegnete die Frau; „deine alten Hemden sind aber alle blöde, und Hemden hat man nie zu viel. Ich dächte doch, du selltest sie kaufen, schön und gut sind sie.“ Hierauf raunte sie ihm heimlich zu: „Wenn sie sie um 5 Fr. läßt, so bedenke dich nicht lange, sie sind zu 6 Fr. noch spottwohlfeil, du kannst keinen bessern Handel machen.“ Der Mann nickte ihr bejahend zu. Dann wendete die Frau sich an die Mälerin mit den Worten: „Will Sie sechzig Franken für das Duzend Hemden, und ein Trinkgeld für sie in den Kauf? Das ist unser letztes Gebot. Kann Sie sie so nicht lassen, so trag Sie sie nur wieder fort.“ — „Was soll ich machen,“ antwortete diese, die Zeiten sind schwer, das Geld rar! ich mag die Hemden nicht noch weiter herumerschleppen: da nehmen Sie sie, sie sind halb geschenkt.“ Jetzt zahlte der Mann die 60 Franken und gab einen Vierziger Trinkgeld. — Was waren aber das für Hemden? Seine eigene. Die Frau hatte die ganze Szene mit der Mälerin abgekartet. Fünfzig Franken hatte der strenge Eheherr nicht geben wollen, nun gab er 62 willig her; glaubte sich aber dafür um zwölf Hemden reicher als er es wirklich war.

Das eingefrorene Schiff.

Einst als ich mich auf einem Koffehause in London bei einer Gesellschaft befand, wo man von außerordentlichen Begebenheiten, weiten Seereisen, von Schiffbrüchen und Entdeckungen sprach, kam auch die Rede auf die dritte Entdeckungsreise des Kapitäns Parry und auf die Gefahren der Schifffahrt im Eismeere des Nordpols. Hier legte der alte Kapitän Warens, der den größten Theil seines Lebens auf der Wallfischjagd zugebracht hatte, die Pfeife vom Munde und begann folgende Erzählung.

„Im August 1775 befand ich mich nahe am siebenundsiebenzigsten Grade nördlicher Breite, als ich an Noigen, in der Entfernung einer Seemeile von meinem Schiffe, das Meer ganz vom Eise geschlossen sah; so weit das Auge reichte, erblickte man nichts als zackigte Eisberge mit Schnee bedeckt; bald trat Windsille ein und ich lebte zwei Tage in beständiger Angst, von

dieser ungeheuern Masse zertrümmert zu werden, welche der geringste Windstoß gegen uns hätte treiben können.

„Schon hatten wir den zweiten Tag in dieser Besorgniß zugebracht, als um Mitternacht ein heftiger Wind entstand; bald hörten wir das entsetzliche donnerähnliche Getöse der Eismassen, welche an einanderstießen und sich zerschlugen. Dieß war für uns eine schauervolle Nacht; jedoch gegen Morgen hatte sich der Sturm nach und nach gelegt, die Eisstranke, die uns umringte, war geborsten, und in unabsehbarer Länge hatte sich zwischen dem Eise ein breiter Kanal gebildet; die Sonne schien und ein gelinder Nordwind schwellte unsre Segel.

„Möglich erblickten wir die Masten eines Schiffes; das Erlaunen über diese Erscheinung war noch durch die Unordnung seiner Segel, den zertrümmerten Zustand der Segelstangen und des Tackelwerks erhöht. Es bewegte sich einige Zeit nach dem Winde, hielt aber bald auf einer Eisbank stille.

„Ich konnte meiner Neugierde nicht mehr widerstehen, stieg mit einigen Matrosen in die Schaluppe und steuerte nach dem räthselhaften Schiffe. Als wir ihm näher kamen, sahen wir wie sehr es vom Eise beschädigt war; das Verdeck war mit Schnee bedeckt und niemand darauf zu sehen. Wir riefen das Schiff an, erhielten aber keine Antwort. Ehe wir an Bord stiegen, sah ich durch eine offene Stückpforte hinein und erblickte einen Menschen vor einem Tische, mit Schreibmaterialien vor sich.

„Als wir auf dem Verdeck waren, öffneten wir die Fallthüre und stiegen in die Kabine hinab, wo wir den Schiffschreiber, derselbe den ich durch die Stückpforte gesehen hatte, sitzend antrafen; wie sehr aber erschrocken wir, als wir sahen, daß es nur ein Leichnam war, dessen Wangen, Stirne und offene Augen ein grünlich-feuchtes Moos bedeckte. Er hatte die Feder in der Hand und das Reisejournal vor sich; folgende Zeilen waren die letzten, die er geschrieben hatte: „11. November 1762. Dieß der siebenzehnte Tag, daß wir im Eise festhingen. Gestern gieng das Feuer aus und unsrer Kapitän bemühte sich vergebens es wieder anzuzünden. Seine Frau ist diesen Morgen gestorben. Es ist keine Hoffnung mehr.“

„Meine Matrosen entfernten sich mit Schauder von diesem Leichnam, der zu leben schien. Wir traten sodann in die große Kajüte, und der erste Gegenstand, der uns in die Augen fiel, war der Leichnam einer auf einem Bette liegenden Frau;

ihr Blick schien mit großer und ängstlicher Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gerichtet; ihre Züge waren noch so frisch, daß man geglaubt hätte sie lebe, wären die Glieder nicht starr und eingeschrumpft gewesen. Vor ihr saß ein junger Mann auf dem Boden, in der einen Hand einen Feuerstein, in der andern ein Stahl, mehrere Stücke Zunder lagen neben ihm.

„Von da begaben wir uns in die vordere Kajüte, mehrere Matrosen waren dort auf ihren Lagerstätten ausgestreckt; am Fuße der Stiege lag ein Hund, im ganzen Schiffe waren weder Lebensmittel noch Brennholz zu finden. Meine Matrosen wollten nicht länger mehr auf diesem, wie sie meinten, bezauberten Schiffe bleiben; wir giengen nachdem ich zuvor das Reisejournal des Schiffes eingesteckt hatte, und kehrten zu unserm Schiffe zurück voll Entsetzen über dieses schauerliche Beispiel der Gefahren, denen man in diesem polarischen Meere ausgesetzt ist.

„Nach meiner Zurückkunft in Hull, berichtete ich den Vorfall an die Admiralität, und aus dem mitgebrachten Journal, worauf die Namen des Schiffes und des Kapitäns aufgezeichnet waren, ergab sich, daß das Schiff schon dreizehn Jahre mangelte; so lange also stach es schon im Eise.“

Mehr als Ersatz.

Noch rauchten hier und da die Trümmer der Gebäude von John Winds schönem Landgute, welche durch die Unvorsichtigkeit eines Knächts acht Tage zuvor ein Raub der Flammen geworden waren. Ein guter Bekannter in der Nachbarschaft hatte ihn und Jenny, seine achtzehnjährige Tochter, aufgenommen, und er blickte eben aus dem Dachfenster der jetzigen Wohnung schwermüthig hinüber nach dem verödeten Platze. Manch Unglück hatte ihn in den sechzig Jahren seines Lebens heimgesucht; aber Klugheit, Erfahrung und Ordnung waren stets seine Retterinnen in allem Bedrängniß gewesen. Einen härtern Schlag, als den Tod der geliebten Hansfrau, der vor einigen Jahren eintrat, glaubte er damals, so lange die Tochter ihm blieb, nicht erleben zu können; und nun mußte er sich doch gestehen, daß der jetzige Unfall noch weit drückendere Folgen verhieß. Was sollte aus Jenny, dem verjüngten Ebenbilde der trefflichen Hauswirthin werden? Kein Gedanke an den Wiederaufbau des Zerstorten, da das Gut durch früheres Unglück so verschuldet war, daß Wind auf neuen Kredit nicht hoffen konnte. Und zu

dem befaß bereits Jenny's Herz Harry Robertson, dessen Vater den Jüngling mit Enterbung bedrohte, wenn er nach diesem letzten Schlage noch nicht von dem Gedanken einer Verbindung mit dem Mädchen ablassen wollte.

Zu tief in seinen Schmerz versenkt, entging es dem Ohre des Bedauernswerthen, daß Jemand die Treppe heraufgekommen war.

„Guter Vater,“ so redete die Tochter ihn an, „überall suchte ich vergebens nach Ihnen, und nun muß ich Sie gerade hier finden! Warum geben Sie doch dem Schmerze so absichtlich Nahrung? Kann nicht alles noch ein erfreuliches Ende nehmen? Mein Harry ist eben bei seinem Vater. Seine Liebe zu mir wird ihn beredt machen. Der Alte wird schwerlich so hart seyn, das, was er ihm in einem Brief anzudeuten vermochte, im Angesichte selch eines Sohnes zu wiederholen.“

Diese Hoffnung seines Kindes betrübte den Verarmten nur mehr, weil ihm ihre Wichtigkeit einleuchtete. Gleichwohl gewann er's nicht über sein Herz, sie der guten Tochter zu entreißen.

„Und,“ fuhr sie fort, „hat nun erst Harry die Einwilligung seines Vaters, dann ist die Noth so gut wie vorüber, auch wenn uns der alte Robertson nicht unterstützen wollte. Unsere und ihre Zukunft würde wenigstens gesichert seyn. Für jezt aber vereinte sich Harry gewiß mit mir zu jeder Anstrengung, die uns und Ihnen, Vater, den Unterhalt sichern könnte. Dem wohl-erfahrenen, jungen Landwirthe kann ja die Verwaltungstelle auf irgend einem Gute kaum fehlen, sobald dahin sein Bestreben geht.“

Mit rührender Freundlichkeit sah der Vater sein Kind an und sprach: „Der leichte Sinn schmeichelt der Jugend immer mit fröhlichen Aussichten. Oft schimmert ihr der nackte Felsen, an dem ihr Lebensglück stranden soll, als eine Insel des Friedens entgegen.“

Mind hatte kaum also gesprochen, als das Wort sich leider auch für diesen Fall bewährte. Denn, als er Abends neben der Tochter saß, und ihrem eifigen Spinnen mit Behagen zuschaute, da trat plötzlich der junge Robertson herein.

„Mein Gott!“ rief Jenny, die Spindel hinwerfend, und eilte zu dem bleich und ohne alle Begrüßung auf einen Stuhl ohnweit der Thüre niedergefunkenen Geliebten.

„Nicht wahr,“ fragte Mind, „ihr Vater befehlt auf seinem Sinne? Ich kenne die Menschen schon, die dem Gelde ihr Herz gewidmet

haben. Es verhärtet sich daran selbst zum fühllosen Metalle.“

„Sir,“ antwortete Harry, „sie thun Niemand gern Unrecht. Keinen so bösen Argwohn gegen meinen Vater. Seine Härte gegen meine Liebe kostete ihm mehr als er eingestehen wollte. Als nun heute mein ganzer Schmerz über seine Weigerung auf ihn losstürmte, da konnte er mir die Ursache seines Verfahrens nicht länger verheimlichen. Durch die jehigen Verlegenheiten unserer Bank in Dublin ist auch er mittelbar so getroffen, daß sein Ruf besonderer Wohlhabenheit und mit diesem sein ganzes bürgerliches Daseyn auf dem Spiele steht. Ein einziger seiner Gläubiger scheint es zu ahnen, und gerade der böseste, arglistigste. Dieser Mann hat eine Tochter, die er mit mir zu verheirathen wünscht. Mein Vater ist ihm dreihundert Pfund (7500 Fr.) schuldig. Binnen drei Tagen soll er sie zahlen oder des gerichtlichen Verfahrens gegen ihn gewärtig seyn. Nur meine Heirath mit der Tochter jenes Fühllosen kann der bösen Sache abhelfen.“

„Und du, Harry?“ fragte die Liebende. Der Todessehweiß stand ihr auf der Stirne, aber keine Thräne kam, dem Schmerze ihres blutenden Herzens Linderung zu gewähren.

„Was, Jenny,“ erwiderte der junge Mann, „was würdest du thun, wenn dein Vater und du in dem Falle wären, wie der meinige und ich? Würdest du ihn sinken lassen in ein endloses Elend? Denn nie, nie gelangte mein Vater wieder in Freiheit, wenn die Sache vor die Obrigkeit käme. Alle übrigen Gläubiger würden ebenfalls rege werden gegen ihn, seine Besitzungen unter fremde Verwaltung gerathen und der schuldlose Mann ohne Rettung verloren seyn.“

„Harry, leb wohl!“ sprach die edle Jungfrau. — „Laß uns scheiden für immer, und dulden was über uns verhängt ist.“ Weider Augen fehlten die Thränen. Sie schienen ausgetrocknet von der Heftigkeit ihrer Behmuth.

„Leben Sie wohl, Sir!“ sprach Robertson noch in einem Tone, und mit einem Blick in die Höhe, die seine Verzweiflung darlegten.

Aber Mind hielt ihn fest bei der Hand, welche der Jüngling ihm zugereicht hatte. „Harry,“ begann er, „schon seit langer Zeit liebe ich dich als meinen Sohn. Jezt will ich den Versuch machen, es dir zu beweisen. Dreihundert Pfund also reichten hin, dich loszukaufen von der Ungeliebten? — Mir kommt ein Gedanke: Eine alte Verwandte, ihres Geizes halber mir verhaßt, könnte doch wohl vielleicht — — Wozu ich mich, um meiner selbst willen, nicht zu über-

winden im Stande war, dazu fühlt sich mein Herz für das Heil seiner Kinder bewogen. Morgen mit dem Frühesten versuche ich Geld zu holen von der reichen Frau.“

„O wenn das Ihnen gelänge!“ rief Robertson aus, und Jenny preßte die väterliche Hand an ihr Herz.

„Morgen Mittag,“ fuhr Mind fort, „kannst du hier im Hause hören wie mein Versuch abgelaufen ist.“

„Auch das Herkommen morgen steht mir, leider! nicht frei. Voraussetzend, Sir, daß Sie nicht im Stande wären zu der nöthigen Hülfeleistung, hat mein Vater mir die Zusage abgenommen, nur noch einmal vor Entscheidung der Sache meine Jenny zu sehen.“

„Zusagen müssen erfüllt seyn,“ sprach der Alte. „Morgen vor Abend werde ich dir einen Voten senden, oder selbst kommen. Jetzt aber laß uns scheiden, und der Vorsicht das Uebrige anheim stellen.“

Ach! die Furcht der Liebenden war im Trennungsaugenblicke weit größer als ihre Hoffnung. Die Augen mit denen sie sich anstarrten, sprachen deutlich die schauervolle Frage aus: Wie, wenn dieß der letzte Moment seyn sollte in unserm jetzigen Verhältnisse, und doch nicht zugleich der letzte unseres Lebens?

„Liebe Kinder,“ hub der Alte mit hoch emporgelaktenen Händen an, „dort oben waltet einer, der sich besser versteht auf die Schicksale der Menschen und auf das was ihnen frommt, als sie selbst!“ Und wie gestärkt von diesem salbungsvollen Worte eilte Harry hinweg.

Mit dem frühesten Morgen zog der alte Mind den treuen Schimmel, den er mit großer Mühe dem Genertode entriß, aus dem Stalle. „Jenny,“ sagte er im Aufsteigen, „nimmerehr hätte ich geglaubt, daß mir der Ritt zu jener Alten so leicht werden könne. Aber dein Glück, mein höchster irdischer Wunsch, ist es, was mir die Dornen des Wegs in lauter Rosen verwandelt.“ Somit entfernte sich der Reiter schnell aus dem Gesichtskreise seines dankbaren Kindes.

Schon eine Stunde harrete Jenny vergebens auf seine Rückkehr. Er blieb sehr lange aus. Scheuete er sich, ihr das Fehlschlagen seiner Hoffnung einzugestehen, oder war ihm gar selbst ein widriger Zufall auf der einsamen, von Waldung umgebenen Straße begegnet, wo Räuberangriffe ohnehin nichts Seltenes waren? Durch mehrere gelungene Frevel dieser Art, konnte ja wohl das Gesindel zu der Reue gelangt seyn, auch am heßen Tage sein Gewerbe zu versu-

chen, das eigentlich nur unter der Hülle der Nacht verübt zu werden pflegte. — Immer mehr bemächtigte sich diese Besorgniß der Seele der unglücklichen Braut. Es trieb sie endlich, fast bewußtlos, auf die Straße hinaus, dem Vater entgegen.

Ein lauter Freudenruf hobte ihr von der Lippe und ihr Schritt beflügelte sich, als sie endlich in der Ferne den väterlichen Schimmel durch das Grün des Waldes leuchten sah. Der erste Wunsch ihres Herzens war hiermit erfüllt. Desto weniger aber glaubte sie beim Näherkommen für den zweiten hoffen zu können, denn das war keineswegs der Schritt fröhlicher Botschaft, mit dem ihr Vater daherkam. Nur ganz langsam ließ er sein Pferd gehen, dazu stand des Reiters Zügen der Schmerz aufs tiefste eingepägt.

„Mein Kind,“ so begann jetzt der Herankommende mit matter Stimme, „ich will dem Himmel danken, wenn ich den kurzen Weg bis nach Hause werde vollendet haben. Die Gicht, wahrscheinlich eine Folge der Erkältung auf meiner zu eiligen Hinreise, überfiel mich, als ich kaum die Hälfte des Rückwegs gemacht hatte.“

Jenny bezeugte die innigste Theilnahme und führte den Schimmel. Der Schmerz schien dem Alten für den Augenblick alles Andenken an den Zweck der zurückgelegten Reise geraubt zu haben. Jenny wartete lange auf seine Eröffnungen. Endlich wurde die Ungebuld ihres Herzens Meisterin über den Entschluß, ihm durch kein Mahnen daran vorzugreifen. Sie fragte was sie zu hoffen habe.

Sein Achselzucken raubte ihr fast das Bewußtseyn. Er bemerkte es und sprach: „Nein, nein! Alles ist noch nicht verloren. Statt des baaren Geldes aber, das hier erfordert wird, habe ich eine Banknote von derselben Höhe erhalten. Allein bei dem jetzt so großen Geldmangel möchte wohl jeder Versuch fruchtlos seyn, sie in der Nähe auszuwechseln, und an einem sichern Manne, der es bei der Bank zu Dublin bewirkte, fehlt es auch, da ich selbst außer Stande bin hinzureiten. Gleichwohl ist keine Zeit zu verlieren.“

„Guter Vater,“ sprach Jenny, „wenn ich jemand hätte zu ihrer Pflege, so würde ich schon allein den Weg nach Dublin finden.“

„Ruhe und Wärme,“ versetzte er, „ist alles, was mein Zustand bedarf. Wirst du aber auch noch zu rechter Zeit anlangen in der Hauptstadt?“

„Dafür, denke ich, soll ihr rüstiger Schimmel mir einstehen. Ist's doch nicht das erste Mal, daß ich mich seiner Hülfe bediene.“